Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 22

Artikel: Im Indianerdorf
Autor: Kollbrunner, Oskar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672042

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pferdes ließ ich starke Lianen befestigen, von denen so viele aneinander gebunden wurden, bis das andere Ende das jenseitige Ufer erreichte. Dort standen etwa 30 meiner Träger, die auf Anruf das Tier schnell durchs Wasser ziehen sollten. Als das Pferd von der Strömung erfaßt wurde, ergriffen die Leute auf mein Zeichen die Lianen — und in den Fluten verschwand mein Pferd. Ein aufregender Moment! Das Tier mußte, bevor es das andere Ufer hätte erreichen können, so unbedingt ertrinken. Wo aber die Not am größten ist, da ist Hilfe am nächsten, so auch hier. Das Pferd tauchte plötzlich wieder auf, Halfter und Lianen, die durch die Schwere und die starke Strömung das Tier in die Tiefe gezogen hatten, waren verschwunden. Das Pferd hatte unter Wasser alles von sich gestreift. Ich atmete auf, doch wieder kämpfte es mitten im Fluß gegen den Strom an. Immer kleiner wurde der Kopf meines edlen Braunen, bis ich nichts mehr sah. Auch diesmal war das Tier nicht verloren. Es war noch viel weiter als das erste Mal abgetrieben und hatte sich schließlich auf dem ausgehenden Ufer wieder angefunden. Das Tier dauerte mich, und ich machte keinen weiteren Versuch, es über den Fluß bringen zu lassen, sondern schickte es zu einer der nächstliegenden Faktoreien zurück, von der ich es erst Anfang der Trockenzeit nachkommen ließ. — In Tinto hatte ich einmal den Transport größerer Rinderherden über den Fi-Fluß zu überwachen. Der Fluß ist hier noch reißender als der Mbu an seiner Übergangsstelle und stark mit Steinen und Felsen besät. Die Tiere, in Herden von je 15 Stück, mußten alle auf einmal in das Wasser getrieben werden, denn einzeln war es bei ihrer Aggression nicht möglich. Zunächst schwammen sie ruhig hinein in den Fluß, machten jedoch infolge der starken Strömung wieder kehrt und drückten sich gegenseitig unter Wasser. Der Strom erfaßte sie und trieb sie weit ab. Einige erreichten schließlich das jenseitige Ufer; als sie aber sahen, daß die andern zurückgeblieben, machten sie, Cowboys und die sie festhaltenden Schwarzen mit ins Wasser ziehend, wieder kehrt und schwammen zurück. Erst nach einigen Tagen, bei etwas niedrigerem Wasserstande, konnte das Manöver wiederholt werden. Unter weiteren Schwierigkeiten gelang es mir endlich, alle Tiere heil über den Fluß zu bringen. Daß mir hierbei kein einziges Tier verloren ging, bewundere ich noch heute. Sich überschlagend und heftig gegen Felsen anstoßend, waren sie von der Strömung weit mit hinabgeführt worden. — Die Rinder sind ausgezeichnete Schwimmer und können wohl eher einen Felsenpuff vertragen als Pferde. — Der Transport von Großvieh ist bei Hochwasser in der Regenzeit mit vielen Hindernissen verbunden. Nicht einmal Kanus stehen hier zur Verfügung. Bei der Strömungsgeschwindigkeit der meisten Flüsse könnte man sie wohl auch kaum verwenden. Wenn sich dann aber an dem Durchswassertreiben des Viehes auch noch Krokodile beteiligen, ist das Maß voll.

So spielt sich denn im Innern Afrikas, in Ermangelung fester Brücken und moderner Verkehrseinrichtungen, alles auf primitivste Weise ab. Unter Mühen und Gefahren muß sich im finstern Urwald, in einsamer Wildnis, der Europäer seine Wege selbst bahnen, bis einst unseren Nachkommen bessere Tage, betriebssichere Verkehrsstraßen und Flußübergänge, ohne Krokodil- und Reptiliengefahr, beschieden sein werden. Dann aber wird sich der heutige Kolonisator, der unbemerkt, aber rastlos und unermüdlich, fern der Heimat schafft, hier nicht mehr heimisch fühlen, dann wird er gern andern die Stätte seines Wirkens überlassen. Für ihn hat nur die Einsamkeit, das Leben mitten in der Natur, das Überwinden von Hindernissen, das Körper und Geist stählt, der Urzustand, seine Reize.

Im Indianerdorf.

Caughnawaga. Arme Bretterhäuser
Steh'n geduckt am Strom der Einsamkeit.
Ab und auf am Strom ist Abendzeit,
Und die Luft wird dunkler und wird leiser.

Und der wilden Wasser Schwall wird müder,
Der das Indianerdorf besäumt.
Eine greise Irokesin träumt
Vor der Hütte in die Wogen nieder.

Und ein kleiner Knabe spielt im Sande
Mit dem Tomahawk und singt ein Lied,
Das der Väter freier Geist durchzieht,
Die einst herrschten am Lorenzostrande.

Aus dem engen Kreise der Zisterne
Schöpft die junge Indianerin;
Lächelnd beugt sie sich zur Tiefe hin,
Die da aufwärts spiegelt erste Sterne.

Silberspangen um die Handgelenke,
Meerkorallenschimmer auf der Brust,
Eingehüllt in roter Tücher Lust,
Sinnt sie in das Rund der Wassersenke.

Was sie sinnt? Wer wird es je ergründen,
Der als Bleichgesicht am Strom regiert? —
Wie das Dorf sich stumm in Nacht verliert,
Wird ihr Rätselsinn ins Dunkel münden.

Wie aus Bronze, sehnig hingegossen,
Schweigt ein Häuptling in die frühe Nacht —
Fernher braust der Lachineschnellen Schlacht,
Die vor Stunden noch sein Boot durchschossen.

Durch den Dämmer aber, ob den Fluten,
Grüßt der Weißen Stadt mit Lichterglanz,
Und nun stirbt des Tages Helle ganz,
Durch den Westen geht ein letztes Bluten.

Oskar Kollbrunner, Hüttlingen.

Reisen und Wandern.

Von Joh. Honegger.

Reiselust! Sei mir willkommen, du Drang nach Weite und Ferne, nach Fremdem und Ungekanntem! Unwiderstehlich lockst du mich, die nahen Höhen zu überschreiten, die weite Fläche des Sees zu überqueren, den drüben blau im Duft verschwimmende Hügelzüge umsäumen, und zu forschen, was jenseits ihrer, weit im Osten oder Westen, im Norden oder Süden daliegt und dem wagefrohen Wanderer fröhlichen Willkomm entgegenwinkt.

Reisen und Wandern sind uns unentbehrlich, denn sie machen uns zu neuen, allseitigen Menschen. Aber gerade seines Gehaltes an Tiefe wegen ist Reisen eine Kunst, und Kunst will gelernt und verstanden sein.

Reisen — eine Kunst.

Gerade wie beim Genießen eines Bildes, einer Statue oder eines Musikstückes nicht jeder gleichviel davonträgt, individuellste Seelenkräfte vielmehr ausschlaggebend sind, so auch beim Reisen. Und ähnlich wie Kunstgenuß bedeutet auch Reisen: Sammlung des Menschen, seiner Sinne, sowohl wie seines Geistes und seiner Seele. Sehen und Ausschau halten sind nur die eine, äußere Seite, zu der ergänzend die innere treten muß. Menschen ohne jede innere Erfahrung, gesetzt der Fall, es gäbe überhaupt solche, würden vom Reisen nicht mehr davon tragen, als einige bunte Landschafts- und Städtebilder, deren Glanz gar bald sich trübte und ermattete. Je reicher aber der Reisende, je kräftiger entwickelt seine Aufmerksamkeit, je weiter sein geistiger Horizont, desto reicher der Gewinn, der ihm zufließt.

Goethe muß das Reisen trefflich verstanden haben, wie er überhaupt ein glänzender Beobachter und außergewöhnlich vielseitiger Mensch war. Auch wenn wir von ihm die italienische Reise nicht besäßen, dürften wir dies vermuten, nur schon aus einigen Äußerungen, die hier zitiert seien.

Ähnlich wie Gottfried Keller war Goethe bekanntlich vor allem starker Augenmensch, und wie dieser, so feierte auch Goethe die Wunderkraft des Auges. Er schrieb ihm Selbsttätigkeit, ja „Eigenleben" zu und sprach oft von einem direkten „Ergreifen der Gegenstände mit dem Auge." Immer wieder betonte er, daß nur rein optisch kein einziger Gegenstand aufgenommen werde, den wir betrachten. „Schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren wir." „Die Erscheinung ist vom Betrachter nicht losgelöst, vielmehr in die Individualität desselben verschlungen und verwickelt."

Begnügen wir uns mit diesen paar Aussprüchen, sie ließen sich reichlich mehren, benutzen wir aber die Gelegenheit dazu, uns in dieser Hinsicht klar zu werden über das Reisen, bevor wir mitten drin sind.

Reisen ist niemals bloßes Empfangen von außen, rezeptive Untätigkeit; wenn der Wanderer nur empfangen und immer wieder nur aufnehmen könnte, bliebe ihm das Schönste versagt, das schöpferische Denken, das „Ergreifen" der Dinge, das sie zu einem Stück des Selbst Machende. Nicht lediglich das Einströmenlassen fremder Eindrücke ist das Wertvolle des Reisens, nicht die passive Hingabe — wir werden dessen am besten bewußt, wenn wir uns nur noch passiv verhalten können, wenn wir reisemüde sind — sondern das Eigentätige, das alles Erschaute mit eigenem Blut zu füllen vermag, das schöpferisch Gestaltende, dem alles Äußere Rohstoff ist, den es gilt, sich anzugleichen, als Fremdes, das wir mit längst Erlebtem und Erlerntem, Geschautem und Gedachten verbindend mit dem Auge „ergreifen". Reisen wird uns deshalb zur Lust, weil in ihm Betrachten und Denken eines werden. Wir denken